

SAPERE AUDE

Heft 23 - August 1985

INHALT

Desiderata	151
Christlich-humanistische Bildung und Indifferentismus (Münzner)	152
“Das Joachimsthal” (Lennert)	167
Neues aus St. Afra (Schade)	171
Dank für ein Feldpostpaket der Fürstenschüler.....	174
Ein anderer Carlowitz	176
Stimmen zu Heft 22.....	177
Personalien.....	178
Verschiedenes.....	178

Desiderata

(aus der alten St. Pauls-Kirche in Baltimore von 1692)

Gehe ruhig und gelassen durch Lärm und Hast und sei des Friedens eingedenk, den die Stille bergen kann. Stehe, soweit ohne Selbstaufgabe möglich, in freundlicher Beziehung zu allen Menschen. Äußere deine Wahrheit ruhig und klar und höre anderen ruhig zu, auch den Geistlosen und Unwissenden; auch sie haben ihre Geschichte. Meide laute und aggressive Menschen, sie sind eine Qual für den Geist. Wenn du dich mit anderen vergleichst, könntest du bitter werden und dir nichtig vorkommen; denn immer wird es jemand geben, größer oder geringer als du. Freue dich deiner eigenen Leistungen, wie auch deiner Pläne. Bleibe weiter an deinem eigenen Weg interessiert, wie bescheiden auch immer. Er ist ein echter Besitz im wechselnden Glück der Zeiten. In deinen geschäftlichen Angelegenheiten lasse Vorsicht walten; denn die Welt ist voller Betrug. Aber nichts soll dich blind machen gegen gleichermaßen vorhandene Rechtschaffenheit. Viele Menschen ringen um hohe Ideale; und überall ist das Leben voll Heldentum. Sei du selbst, vor allen Dingen heuchle keine Zuneigung, noch sei zynisch was die Liebe betrifft; denn auch im Augenblick aller Dürre und Enttäuschung ist sie doch immerwährend wie Gras. Ertrage freundlich gelassen den Ratschluß der Jahre, gib die Dinge der Jugend mit Grazie auf. Stärke die Kraft des Geistes, damit sie dich in plötzlich hereinbrechendem Unglück schütze. Aber erschöpfe dich nicht mit Phantasien. Viele Ängste kommen aus Ermüdung und Einsamkeit. Neben einer heilsamen Selbstdisziplin sei freundlich mit dir selbst. Du bist Kind Gottes genauso wie die Bäume und Sterne; du hast ein Recht hier zu sein. Und, ob es dir bewußt ist oder nicht, es besteht kein Zweifel, das Universum entfaltet sich wie vorgesehen. Darum lebe in Frieden mit Gott, was für eine Vorstellung du auch immer von ihm hast. Was auch immer deine Arbeit und dein Sehnen ist, erhalte dir den Frieden mit deiner Seele in der lärmenden Wirrnis des Lebens. Mit all der Schande, der Plackerei und den zerbrochenen Träumen ist es dennoch eine schöne Welt. Strebe behutsam danach, glücklich zu sein.

Herausgeber: Verein ehemaliger Fürstenschüler e.V.

Verantwortlich: Dr. Richard Münzner, Isestr. 113, 2000 Hamburg 13
Tel. (040) 48 28 21

Christlich — humanistische Bildung und Indifferentismus

*Einige Bemerkungen zu Rudolf Bachmanns Vortrag
(Beiheft zu Sapere Aude 19)*

Zu Rudolf Bachmanns Vortrag "Zur Problematik des christlich-humanistischen Bildungsideals" haben sich Christian Hartlich in Heft 20 und Rudolf Lennert in Heft 21 des Sapere Aude geäußert. Wenn Bachmann seinen Ausführungen den Charakter von "Konfessionen" gibt, läßt sich das auf die engagierten Beiträge seiner Kritiker ohne Schwierigkeiten übertragen. Das gedankenreiche und zum Nachdenken anregende Dreiergespräch, dessen Teilnehmer ihre Schule alle vor weit mehr als fünfzig Jahren verlassen haben, ist ein schöner Beleg für den "Geist der alten Schulen" (Lennert).

Unter solchen Umständen ist es in der Tat gewagt, das Gespräch zu erweitern. Man kann ein Thema auch zerreden. Dennoch habe ich mich zu einigen zusätzlichen Bemerkungen entschlossen. Ich meine, daß der zentrale Gedanke in Rudolf Bachmanns Vortrag, der des "Indifferentismus", den er in unserer Bildung und Erziehung feststellt und kritisiert, eine eingehendere Betrachtung erlaubt, vielleicht sogar fordert. Ein Wort hierzu ist auch deswegen am Platze, weil dieser Indifferentismus auf der Linie liegt, die gelegentlich von der humanistischen Bildung zum Nationalsozialismus gezogen wird. Es gibt entsprechende Zitate. Ihre Wiedergabe jedoch könnte zu Fehlinterpretationen verleiten. Sie müßte daher mit Erläuterungen verbunden werden, unter welchen Umständen und mit welcher Begründung die Äußerung jeweils getan wurde. Das würde hier zu weit führen. Für unsere Zwecke muß die Feststellung genügen, daß es Auffassungen gibt, wonach sich humanistische Bildung nationalsozialistischer Ideologie und nationalsozialistischer Praxis nicht mit hinreichender Entschiedenheit widersetzt habe.

Einige Vorbemerkungen sind zu machen:

- Zunächst ist festzustellen, daß mit "humanistisch" im Rahmen unserer Diskussion die Schulbildung gemeint ist, die auf jenen Humanismus zurückgeht, der in der Zeit von etwa 1400 bis 1600 das europäische Geistesleben — neben den religiösen Erneuerungsbewegungen — prägte und der später zum "Neuhumanismus" modifiziert wurde. Gottfried Steyers Vortrag über die "bleibende humanistische Verpflichtung" (Beiheft zu Sapere Aude 22) richtet sich mit seiner Mahnung zwar auch an die (alt-/neu-) humanistisch Gebildeten, versteht aber den Begriff des Humanismus in einem übergeordneten, überzeitlichen Sinn. Er fällt daher nicht unmittelbar in den Rahmen unserer Diskussion.

- Weiter handelt es sich um einen Rückblick, um die Erfahrungen, die wir selbst mit der humanistischen Bildung gemacht haben. Eine Aussage darüber, welche Chancen der humanistischen Bildung in der Gegenwart und für die Zukunft einzuräumen sind, setzt Überlegungen voraus, die über die kritische Analyse der überlieferten und der von uns selbst erlebten Geschichte weit hinausgehen.
- Ferner verzichtet Rudolf Bachmann auf eine Erörterung des Internatslebens. Wir müssen aber im Bewußtsein halten, daß wir das Internat wohl aus der Diskussion, nicht aber aus unserer Erfahrung ausklammern können. Das Internatsleben hat uns geprägt und läßt sich auch aus unserer Meinungsbildung nicht heraushalten.
- Schließlich geht es um "das Humanistische" und um "das Christliche" in unserer Bildung. Soweit das Letztere in Betracht kommt, versage ich mir alle Bezüge auf kirchen- und dogmengeschichtliche Entwicklungen und auf "die Lehre". Hierzu fehlt mir die Kompetenz. Ich beschränke meine Überlegungen auf die das Internats- und Schulleben mitgestaltenden kirchlichen Übungen.

Fragestellung

Rudolf Lennert bezieht den Vorwurf des Indifferentismus offenbar vorwiegend auf den "Geist" in den Schulen, auf die Art und Weise, wie dort gelehrt und erzogen wurde. In dieser Hinsicht ist es durchaus denkbar, daß es Unterschiede zwischen St. Afra und St. Augustin gab. Jedoch kann ich mich aus meiner Zeit auf St. Augustin nicht an Dinge von pädagogischem Belang erinnern, die ich einem "Indifferentismus" zuordnen möchte. Rudolf Bachmann hat, wie ich meine, eher an die Zeit nach dem Schulbesuch gedacht, nicht unmittelbar an die Erziehung, sondern an deren Wirkung im fernerem Leben. Es ist vielleicht nicht einfach, diese beiden Dinge, bei ihrer engen kausalen Verflechtung, voneinander zu scheiden. Möglich ist es aber. Bachmann fordert uns ja heute, fünfzig und mehr Jahre nach dem Schulbesuch, zur "Offensive" auf. Er meint, daß wir etwas versäumt haben, nicht während der Schulzeit, sondern in den letzten Jahrzehnten.

Bachmann erläutert nicht, wofür wir die Offensive ergreifen sollen. Ganz offenbar hat er die Grundwerte der christlich-humanistischen Bildung im Sinne. Es wäre jedoch ein Widerspruch, wollte man zur Überwindung des gescheiterten Indifferentismus die Offensive für eine Bildung fordern, die eben diesen Indifferentismus zur Folge hat. Bachmann formuliert daher auch "Offensive gerade aus den geläuterten Resten unserer Tradition heraus" und "keine neuen Programme". Hier wäre mehr Präzisierung wünschenswert. Will man aber auf diese Präzisierung verzichten, weil sie sich aus den Argumenten ergibt, muß man sich mit den Argumenten näher befassen.

(Bachmann fordert zwar auch – genanntes Beiheft S. 30 – den “rück-sichtslosen Versuch einer Erhellung der Nachtseiten unserer Seele” unter Nutzung der “Erfahrungen der letzten beiden Jahrhunderte”. Hierauf möchte ich jedoch nicht eingehen. Bachmanns Überlegungen gewinnen hier, wie mir scheint, eine andere Qualität. Sie nähern sich den von Gottfried Steyer vorgetragenen Gedankengängen.)

Bachmann erklärt, die christliche und die humanistische Komponente des Bildungsideals “gerieten nicht ohne Schaden füreinander in Berührung, der Schaden manifestiere sich in einer zunehmenden Anpassungsbereitschaft auf Grund einer Lauheit nach beiden Seiten hin”, u.z. umso mehr, “je näher wir dem 19. Jahrhundert und uns selbst kommen”. “Die christliche Basis verlor im 19. Jahrhundert an Kraft”, “die humanistische Basis wurde in den Schulen durch das multa non multum zerstört”. Die Resultate christlich-humanistischer Bildung also wurden zunehmend schlechter und endeten schließlich bei der im 20. Jahrhundert spürbaren Lauheit nach allen Seiten. Und diese Indifferenzhaltung war schon „im alten Ideal prädisponiert“.

Das wirft eine Reihe von Fragen auf. War die Verbindung von humanistischer Bildung und christlicher Lebenshaltung jemals gut? Oder war sie – in ihrer Wirkung – jedenfalls besser als wir sie kennenlernen durften? Gab es jemals eine restlose und ungetrübte Verschmelzung dieser Geisteshaltung und ist eine solche Verschmelzung überhaupt denkbar? Ist es möglich und lohnt sich der Versuch, die beiden Komponenten der christlich-humanistischen Bildung, jede für sich und ohne Bezug auf die andere, in ihren möglichen Wirkungen zu analysieren und zu werten?

Das alles klingt nach Sophisterei. Bachmann ist sicher auch an Logik solcher Art nicht gelegen. Er ist betrübt über die zumindest scheinbare Teilnahmslosigkeit, mit der die humanistisch Gebildeten die Rabulismen der modernen Pädagogik und die daraus folgenden Wandlungen des Zeitgeistes hingenommen haben und hinnehmen. Und er erklärt diese Zurückhaltung mit den beiden Strängen unserer Erziehung, die sich “nicht ohne Schaden füreinander” begegnet sind, und mit ihrer Entwicklung seit dieser Begegnung.

Wenn Rudolf Lennert recht hat – und das ist meine Meinung –, daß nämlich zur Haltung der Althumanisten “Züge gehörten, die bis in die Generation unserer Lehrer und noch länger überlebt haben”, dann lohnt es sich, die beiden Stränge unserer Erziehung einmal näher zu betrachten, und zwar auf ihr ursprüngliches, wesentliches Verhältnis zueinander und unter weitgehendem Verzicht auf die Interpretation zwischenzeitlicher und immer höchst individueller Wertungen. Das muß nicht die einzig richtige Methode der Urteilsfindung sein, vielleicht aber ist sie für unsere Überlegungen hilfreich.

Wenn im Folgenden gelegentlich Renaissance-Humanisten zitiert werden,

bedeutet das keine Berufung auf ein Kompendium verbindlicher Grundsätze. Die Zitate haben vielmehr den Charakter von Streiflichtern auf eine Gedankenwelt, die in ihrer Substanz noch in unserer Erziehung spürbar war.

Humanistisch

Das wissenschaftliche Interesse am Renaissance-Humanismus ist nach dem zweiten Weltkrieg in Deutschland spürbar gewachsen. Eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingesetzte Kommission hat 1975 neben anderen einschlägigen Berichten einen solchen über “Humanismusforschung seit 1945” vorgelegt, der einen umfassenden Überblick über die neue historische, sozialgeschichtliche und philologische Literatur vermittelt. Die philosophischen Aspekte des Humanismus würdigt das Heft “Renaissance und frühe Neuzeit”, herausgegeben von Stephan Otto, in der Reclam-Reihe “Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung”, Reclam-Heft Nr. 9913, erschienen 1984. Wer an Einzelheiten interessiert ist, sei auf diese beiden Schriften, jede mit reichen Literaturangaben, verwiesen.

Der Humanismus hat kein philosophisches “System” hervorgebracht und keine wissenschaftlichen Schulen gebildet. Es ist nicht einfach, ihn als geistesgeschichtliche Einheit zu umschreiben. Jedoch gibt es Gemeinsamkeiten im Weltverständnis der Humanisten, die auch in jener Pädagogik spürbar werden, die sich auf den Humanismus beruft.

Auch das Mittelalter hatte sich mit der Antike befaßt, immer aber an Hand der Frage, inwieweit das antike Gedankengut mit dem christlichen Dogma zu vereinbaren sei. Thomas von Aquino beispielsweise hat, wie man sagt, Aristotels “getauft”. Die Humanisten aber versenkten sich in das Schrifttum der Antike ohne Vorgaben durch die Theologie und in Distanz zu dieser. Dabei kam es ihnen immer auf die Verwertbarkeit antiker Ideen für das philosophische Denken und für die Lebenspraxis an. Die antike Gedankenwelt sei “et recipienda et in usum nostrum vertenda” fordert Leonardi Bruni Aretino (1369-1444, seit 1427 Staatskanzler von Florenz). Solche pragmatische Denkweise beeinflusste zahlreiche Wissensgebiete. Ein neues Geschichtsverständnis wuchs jenseits der Suche nach dem Heilsgeschehen und der nur chronologischen Erfassung der Ereignisse. Autoritäten wurden nur beachtet, Traditionen nur übernommen, wenn sie der Anerkennung wert waren. Die Sprache wurde, über ihre Funktion als Vermittlerin der Gedanken hinaus, zum Bildungsgut mit philosophischem Aussagewert schlechthin. Bei alledem stand immer die Frage nach dem moralischen Nutzen eines Geistesgutes im Hintergrund.

Die artes oratoria, historica und moralis überlagerten sich und beherrschten das humanistische Denken. “Sprachhandlung und Denkhaltung in ihrer Einheit werden für das sittliche Handeln bedeutsam: Unter dem Leitgedanken der Handlung werden Geist, Sprache und Ethos miteinander zur Verschränkung gebracht” (Stephan Otto).

Auf den ersten Blick muß es daher überraschend erscheinen, daß solches Denken, das die immanente Souveränität des menschlichen Geistes voraussetzt und einschließt, sich, zumindest anfänglich, der Reformation zuneigte. Als Gründe lassen sich nennen:

- Humanisten und Reformatoren begegnen sich in der Suche nach dem Neuen, nach dem Fortschritt, gegenüber der Scholastik einerseits, gegenüber der alten Kirche andererseits.
- Beide Bewegungen legten dem Studium der alten Sprache vorrangige Bedeutung bei.
- Gemeinsam folgerten sie hieraus die Notwendigkeit, das Schulwesen neu zu ordnen und auszubauen.

An Luthers Schriften an den christlichen Adel deutscher Nation (1520) und an die Ratsherren deutscher Städte (1524) soll hier nur erinnert werden. Melanchthon hatte in seiner Antrittsrede in Wittenberg am 29. August 1518 "de corrigendis adolescentiae studiis" den Studenten als Humanist zugerufen:

"Sapere audete, veteres Latinos colite, Graeca amplexamini, sine quibus Latina tractari nequeunt."

Als Reformator fügte er hinzu:

"Atque cum animos ad fontes contulerimus, Christum sapere incipimus, mandatum eius lucidum nobis fiet, et nectare illo beato divinae sapientiae perfundemur."

Und der Humanist Francesco Patrizi (1529-1597, 1592 vom Papst an die Universität von Rom berufen) forderte:

"Alle sollen in den studiis humanitatis unterwiesen werden, – ohne sie ist man nicht würdig, Bürger einer freien Stadt zu sein."

Zugleich aber sorgten die der reformatorischen Bewegung zugetanen Humanisten für die Verbreitung des reformatorischen Gedankengutes, weil sie untereinander und mit den Großen der Politik in kontinuierlichem regem Gedankenaustausch standen. Diese Funktion der Humanisten wird so hoch eingeschätzt, daß die These geprägt werden konnte "Ohne Humanismus keine Reformation" (so Bernd Moeller in der Zeitschrift für Kirchengeschichte 1959).

Von grundsätzlichen Meinungsunterschieden (in der Frage der Willensfreiheit z.B.) abgesehen, gab es aber auch "Beiläufigkeiten", die zu Reibungen zwischen Humanisten und Reformatoren führen mußten. Für die Humanisten stand das "rechte Maß" (von Rudolf Lennert in die "medietas" einbezogen) am

Ausgangs- und Zielpunkt allen Denkens. Das rechte Maß aber ist das Kind der Vernunft.

"Es hat also die Mutter Natur die Vernunft so geschaffen, daß diese als ihre erwachsene und vollkommenste Tochter ihr allein gleicht; sie hat ihr zugestanden, über die anderen Töchter zu herrschen und der ganzen sinnlichen Welt mitsamt dem, was in ihr ist, ein Maß zu setzen."

So Carolus Bovillus (1472-1553, Lehrer an der Universität von Paris) in seinem Liber de sapiente.

Solches Denken schließt das Streben nach dem Ausgleich einander gegenüberstehender oder sich widersprechender Standpunkte ein, mag es sich nur um scheinbare oder um echte Widersprüche handeln. Die Derbheit und die als Rigidität empfundene Leidenschaft, mit der Luther seine Lehre verkündete, mußte daher manchem Humanisten fremd bleiben. In einem Brief an Spalatin (Georg Burckhardt, 1484-1545, u.a. Prinzenzieher bei Friedrich dem Weisen) aus dem Jahre 1520 äußerte sich Erasmus:

"Ich bete, daß der allmächtige Gott Luthers Stil und Gemüt so mäßige, daß er der evangelischen Frömmigkeit große Frucht schaffe und daß er einigen Leuten einen besseren Geist gebe, welche mit der Schmach ihren Ruhm, mit seinem Schaden ihren Gewinn suchen. Ich wollte, daß Luther jene Händel einmal ließe und die Sache des Evangeliums rein und ohne Beimengung von Leidenschaft triebe, vielleicht ginge es besser."
(zitiert nach Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, Erster Band, S. 191)

Luther schrieb ebenfalls an Spalatin im September 1521:

"Erasmus hat in allen seinen Schriften nicht das Kreuz, sondern den Frieden im Auge. Daher will er alles fein höflich und mit wohlwollender Humanität getrieben haben. Aber um diese kümmert sich Behemoth nicht und bessert sich dadurch nicht im geringsten." (Paulsen I, S. 188)

Der Humanist Petrus Mosellanus (1493/94-1524), der an der Leipziger Disputation zwischen Eck und Luther teilnahm, versuchte in seiner Einleitungsrede, "alle Teilnehmer auf die Regeln der Aristotelischen Rhetorik und Dialektik sowie auf das Prinzip der Mäßigung festzulegen". Die Disputation wurde für Mosellanus eine Enttäuschung, weil "Luther das Formgesetz der Mäßigung zu sehr verletzte, um bei Mosellanus noch Verständnis gefunden haben zu können". (Ulrich Michael Kremer, "Mosellanus, Humanist zwischen Kirche und Reformation").

Der humanistische Hang zum Ausgleich, zur Vermittlung, begründete für die humanistische Moral, wenn man will für die Ethik, eine ästhetische Komponente, die den Weg frei machte zur aggressionsfreien, zur "friedlichen" Diskussion. Der Humanist gerät auf solche Weise in die Nähe von Unentschiedenheit, jedenfalls kann er dahin mißverstanden werden. Stefan Zweig, Verfasser des Romans "Erasmus von Rotterdam", schreibt in seinem Erinnerungsbuch "Die Welt von gestern":

"Meine natürliche Haltung in allen gefährlichen Situationen ist immer die ausweichende gewesen, und nicht nur bei diesem einen Anlaß mußte ich vielleicht mit Recht den Vorwurf der Unentschiedenheit auf mich nehmen, den man meinem verehrten Meister in einem fremden Jahrhundert, Erasmus von Rotterdam, so häufig gemacht hat."

Vielleicht haben wir hier eine Art von humanistischem Indifferentismus. Ich weiß nicht, ob man die Erasmische Eigenart – wenn sie es war – so ohne weiteres generalisieren könnte. Wenn man aber so wollte, folgte solcher Indifferentismus nicht aus der Berührung von humanistischem und christlichem Denken, sondern müßte im Humanismus schon verborgen sein. Dann aber würde sich humanistische Vernunft selbst widerlegen, weil Nicht-entscheiden die Scheu vor der Wertung, das rechte Maß aber "richtig werten" bedeutet, den Verzicht auf **jedes** Maß also nicht zuläßt.

An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, daß dem Verhältnis von christlichem und humanistischem Denken nicht der Charakter einer Polarität zugewiesen werden kann. Die Tatsache, daß sich die Humanisten in Distanz zu theologischen Vorgaben mit der antiken Literatur und der durch sie vermittelten Gedankenwelt befaßten, bedeutet nicht, daß sie sich im übrigen aus der christlichen Lebenswelt entfernt hätten. Sie waren "als Laien nicht geneigt, die Entwicklung weltlicher Bildung der Verschmelzung mit religiösem oder theologischem Dogma unterzuordnen", doch waren sie keineswegs Gegner des Christentums. (Vgl. hierzu Paul Oskar Kristeller, "Humanismus und Renaissance" 1974/76 Bd 1 S. 15, 69 ff., Band 2 S. 49 ff.) Auch die zahlreichen von den Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert gegründeten Kollegien und Akademien, auf die auch Bachmann hinweist, standen unter dem Einfluß humanistischen Denkens. In ihren Erziehungsidealen allerdings – auch diese sind christlich-humanistisch – unterschieden sie sich von den protestantischen Gelehrtenschulen. (Vgl. hierzu Paulsen a. a.O. Bd. 1 S. 387 ff.) Vielleicht kann man sagen, daß die katholische Konfession – anders als die protestantische – den Humanismus in einer relativierten, nämlich auf die Einheit der alten Kirche zugeschnittenen Form resorbiert hat. Die beiden Stränge christlich-humanistischer Bildung lassen sich daher zwar gedanklich voneinander scheiden, in der Realität aber sind sie seit je – in den beiden Konfessionen und im Laufe der Geschichte in unterschiedlicher Weise – miteinander verflochten. Die Renaissance-Humanisten hatten sich nicht zwischen "christlich" und "humanistisch" zu entscheiden, sie hatten schließlich nur zu wählen zwi-

schen altkirchlich und protestantisch. Die Reformation, so läßt sich äußerstenfalls sagen, stieß auf den Humanismus, d.h. sie fand ihn vor. Und nur in diesem Fall läßt sich von "Berührung" sprechen.

Es läßt sich ferner der Humanismus auch als ausschließlich "christlicher Humanismus" abhandeln, der bei den Kirchenvätern beginnt und die Besonderheiten des Renaissance-Humanismus übergeht. (So unter dem Stichwort "Humanismus" im "Wörterbuch der Kirchengeschichte", 1982 herausgegeben von Carl Andresen und Georg Denzler, einem protestantischen und einem katholischen Theologen, dtv-Heft 3245). Aus dieser Sicht haben Luther und Melanchthon durch einseitige Heraushebung der philologischen Qualitäten des Humanismus, die für das Bibelstudium nützlich sein konnten, "einen Prozeß eingeleitet, der den Humanismus aus dem christlichen Kontext löste". Die Ausweitung unserer Diskussion in diese Dimension überschritte jedoch die Grenzen, die dem Redaktionsprogramm des Sapere Aude gesetzt sind.

Christlich

An allen Schulgründungen des 16. Jahrhunderts waren in den protestantischen Ländern Humanisten beteiligt, sei es bei der Erarbeitung der Schulordnungen (Melanchthon, Bugenhagen, Johannes Sturm), sei es als Gründungsrektoren. Das gilt jedenfalls für die zum Universitätsstudium führenden Schulen. Und alle diese Schulen – in Ländern, in denen die Kirche Staatskirche war – waren christlich.

Johannes Sturm bezeichnete als Ziel des Unterrichts für die im Jahre 1538 gegründete Gelehrtenschule in Straßburg die *sapiens atque eloquens pietas*. Das ist, nach Friedrich Paulsen, "in eine glückliche Form gebracht, das Ziel der neuen protestantisch-humanistischen Gelehrtenschulen überhaupt: Sachkunde und Darstellungsgabe im Dienst des neuen evangelischen Glaubens". Der Humanismus, wie man sieht, ist Gehilfe der Theologie.

In den Internatsschulen mußte sich solche Konstellation besonders nachhaltig auswirken, weil hier der ganze Tagesablauf von religiösen Übungen geprägt war. Ob sich auf solche Weise freilich ein von christlichen Grundsätzen bestimmter Lebenswandel der Schüler herbeiführen oder sichern ließ, muß, wenn man die Geschichte der Fürstenschulen durchmustert, zumindest fraglich erscheinen.

Rößler berichtet für Grimma:

"Mit religiösem Lehrstoff, Erbauungsstunden, häuslichen und kirchlichen Andachtsübungen war die Sibersche Schule reichlich bedacht. Vergleicht man freilich die zeitweiligen Ausbrüche von Mutwillen und Rohheit, sowie die pessimistische Anschauung von der Verwilderung

der Jugend in Sibers letzten Gedichten, so weiß man nicht, ob die Häufung jener Erziehungsmittel durch den bösen Geist der Zeit geboten war oder ob aus der Überhäufung die Unwirksamkeit sich erklärt. Ziemlich spät drang letztere Erkenntnis durch und wurde dem Übermaß gesteuert.“

Und Theodor Flathe äußert sich über die Verhältnisse in St. Afra in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Hinweis auf die Lutherische Orthodoxie:

“Fragt man aber nach den Wirkungen dieser kirchlichen Beeiferung, nach der von ihr zu erwartenden Betätigung religiösen Sinnes im Leben und Wandel, so gibt hierauf der oben geschilderte Sittenzustand jenes Zeitalters keine andere als die niederschlagende Antwort, daß beide geradezu in umgekehrtem Verhältnisse stehen.“

Der Oberhofprediger Reinhard, im Jahr 1800 nach St. Augustin zur Revision entsandt, “fand die Andachtsübungen so mechanisch und gehäuft, daß sie vielmehr Gleichgiltigkeit und Überdruß hervorrufen mußten”. (Rößler)

In der Folge der Reinhardtschen Kritik wurden die religiösen Übungen verringert, vorsichtig und unter Begrenzung auf Wesentliches. Im Grunde aber setzte sich damit eine Entwicklung fort, die sich schon, wenn auch in kleinen und unauffälligen Schritten, durch die vorangehenden Jahrhunderte hindurchzieht. Noch in unserem Jahrhundert wird die damit verbundene Problematik spürbar. Der Grimmaer Rektor Illing hatte noch während des ersten Weltkrieges, um “die religiöse und kirchliche Gesinnung der Schüler zu erhalten”, im Einvernehmen mit dem Kollegium beim Ministerium beantragt, den Zwang zum Kirchgang aufzuheben. Er hatte nämlich, “als er einst selbst Alumnus war, gesehen, daß der Zwang Gleichgültigkeit, ja Abneigung gegen die Kirche erzeugte, und dies wurde ihm von Kollegen wie alten Schülern bestätigt”. Der Antrag aus Grimma wurde aber erst nach der Revolution, im Mai 1919, genehmigt.

Rektor Fraustadt nannte die in den zwanziger Jahren dem Internat verbliebenen religiösen Übungen – Morgen- und Abendandacht, Tischgebet, (freiwilliger) Kirchgang – “die religiöse Haussitte”. Ich messe dieser Haussitte eine überaus große Bedeutung bei. Sie begründete und festigte in der Schülerschaft über alle individuelle Unterschiedlichkeit hinweg das Gefühl der Gemeinsamkeit. Sie zeigte die Richtung, die der künftige Lebensweg aller

Schüler nehmen sollte, wie er im übrigen auch sich je nach wissenschaftlicher Neigung und Fähigkeit gestaltete. Als Schüler war ich mir dessen durchaus nicht bewußt. In meinem Unterbewußtsein aber hatte sich eine Erwartung in der Qualität eines redlichen Anspruchs auf solche religiöse Wegweisung festgesetzt. Ich war daher, jedenfalls in den drei unteren Klassen, je-

desmal irritiert, wenn ein Hebdomadar in einer der Andachten ein weltliches anstelle eines religiösen Themas behandelte.

Ob und wie die im Laufe der Jahrhunderte sich vollziehende Relativierung der kirchlichen Lehre die Kraft der christlichen Komponente in der Fürstenschulerziehung verringert hat, läßt sich schwer beurteilen. Aus dem Rückgang der Zahl der religiösen Übungen im Internatsleben kann man jedenfalls einen solchen Schluß nicht ziehen. In dem Maße aber, in dem diese Übungen an Raum verloren, mußte das Gewicht des humanistischen Lehrangebots zunehmen.

Dabei ergab es sich, daß das “multum, non multa” in Gefahr geriet und schließlich doch, mehr und mehr, den aus der Wissenschaftsentwicklung andrängenden Notwendigkeiten nachgeben mußte. Das kann und muß man bedauern, es war aber unvermeidlich. Schon der Humanismus, jedenfalls der Späthumanismus, leitete die Vermehrung der Fächer ein. Die antiken Standardwerke der jenseits der Philosophie und der Weltanschauung liegenden Einzeldisziplinen im juristischen, medizinischen, naturwissenschaftlichen und technischen Bereich wurden übersetzt, gewertet, neu ediert. Das berührte freilich zunächst nur die Universitätswissenschaften. Schließlich aber war den Gelehrtenschulen kein für alle Zeiten festgeschriebenes Programm vorgegeben, sie sollten vielmehr auf das Universitätsstudium vorbereiten. Den von dort kommenden Anforderungen konnten sie zwar Widerstand leisten, auf die Dauer aber nicht mit vollem Erfolg. So floß denn nach und nach das eine oder andere Fach in das Unterrichtsprogramm ein, Reformen wurden unausweichlich. Immer aber wurden sie sehr behutsam durchgeführt. Noch für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts schreibt Flathe:

“Was die Bestimmung der Landesschule anbelangt, so soll dieselbe zur Erreichung ihres Zweckes weder auf Vielwisserei hinarbeiten noch sich über die Grenzen einer wissenschaftlichen Vorbereitungsanstalt in das Gebiet akademischer Studien verirren oder sonst auf Befriedigung der Bedürfnisse eines schnöden Zeitgeistes, auf Convenienz oder pädagogische Moden Rücksicht nehmen. Vielmehr bleibt das freie liberale Studium der altklassischen Literatur der Griechen und Römer und die harmonische Ausbildung aller Seelenkräfte durch dieselben ihre Hauptbestimmung.“

Dennoch muß man Rudolf Bachmann zustimmen, wenn er die Aufspaltung der Wissenschaft beklagt, die schließlich auch die Schule in höchst unerwünschte Mitleidenschaft zieht. Wenn man jedoch die Diskussionen der Westdeutschen Rektorenkonferenz, des Hochschulverbandes und anderer Gremien der Wissenschaft verfolgt, kann man feststellen: Das Problem ist erkannt. Nur bedeutet das in diesem Falle nicht zugleich, daß es auch gelöst sei. Für die Lösung ist – nicht anders als in den Zeiten der Schulgründung – die Politik zuständig. Geändert allerdings haben sich die Mechanismen poli-

tischer Entscheidungen. Sie sind ungleich komplizierter geworden.

Zuwendung zum Staat

Rudolf Lennert weist mit Recht darauf hin, daß weder die Humanisten, noch die Reformatoren in der Lage waren, Schulen zu gründen. Die Entscheidung traf vielmehr die jeweils zuständige politische Kraft, in den Städten der Rat, in den Ländern der Landesherr. Dieser allerdings war daran interessiert, Prediger und Lehrer im Lande zu haben, die dazu erzogen und in der Lage waren, "die rechte Lehre" zu verkünden und zu festigen und überdies – in einer Zeit, in der den Regierenden andere Medien kaum zur Verfügung standen – "dem gemeinen Mann" auch die politischen Intentionen seines Landesherrn zu vermitteln. Zudem war in den protestantischen Ländern der Landesherr zugleich der oberste Kirchenherr. Gottesfurcht schloß daher die Loyalität gegenüber dem Landesherrn ein. Das blieb so bis zum Ende des ersten Weltkrieges.

(Die Reichsgründung mit der Einsetzung eines Kaisers, der keinerlei kirchlichen Auftrag hatte, mußte in diesem System irritierend wirken. Es ist daher vielleicht kein Zufall, daß in den Afranischen Wahlsspruch "Christo et Studiis" im Jahre 1879 das Wort "Patriae" eingefügt wurde (Sapere Aude 19, S. 32). Durch "Christo" konnte die Loyalität gegenüber dem königlichen Landesherrn, nicht aber gegenüber dem Kaiser abgedeckt werden. Das Wort "Patriae" aber schloß das Reich mit ein.)

Daß es jedoch auf Lehrer und Kirchendiener nicht allein ankomme, hatte Herzog Moritz schon erkannt. In seiner Landesordnung von 1543 hatte er für die drei neuen Schulen als Ziel der Gründung festgelegt, daß "es mit der Zeit an Kirchendienern und anderen gelehrten Leuten in unsern Landen nicht Mangel gewinne". Dabei hatte er – neben den Theologen – wohl insbesondere an Juristen gedacht, die im Zuge der Rezeption des römischen Rechts sowohl für die Gerichte – als Ersatz für die bisher amtierenden Laienrichter – als auch für die Verwaltung und vor allem für die Beratung der Regierung benötigt wurden. Die landesherrliche Regierung, die sich in Richtung auf den absoluten Staat auszuformen begann, war auf juristisch und humanistisch gebildete Ratgeber angewiesen, sowohl in Auseinandersetzungen mit dem Kaiser, als auch mit den auf der Bewahrung ihrer Rechte beharrenden Landständen.

Im ersten Jahrhundert des Bestehens unserer Schulen war daher die Unterordnung des Humanismus unter die Theologie nicht nur aus reformato-

risch-theologischen, sondern auch aus politischen Gründen eine Notwendigkeit. Das verpflichtete die Absolventen der Schulen nicht dazu, Kirchendiener oder Lehrer zu werden. Wir kennen aus der Frühzeit der Schulen be-

deutende Männer aus anderen Berufen. An den Schulen selbst aber scheint sich die Absicht des Schulgründers, auch "andere gelehrte Leute" aus ihnen hervorgehen zu lassen, nicht so schnell in die internen Leitziele eingeordnet zu haben. Noch Rektor Martius in St. Afra, zu einer Äußerung über die Möglichkeiten einer Reform aufgefordert, erklärte im April 1726:

"Zur Zeit der ersten Fundation, da kurz vorher die Kirche von dem pabstischen Joch und die Religion von den gröbsten Irrthümern befreiet und gesäubert worden, war es allerdings eine indispensable Nothwendigkeit, dass man hin und wieder, besonders aber in den neuangelegten Landschulen, das Absehen hauptsächlich darauf richtete, wie nicht allein die evangelische Religion, sondern auch die bonae literae, vornehmlich aber die hebräische, griechische und lateinische Sprache in gutem Stande erhalten, die Jugend zu beiden gründlich angeführt und für solche Art Leute präpariert werden möchten, welche vor andern in Kirchen und Schulen ersprißliche Dienste leisten könnten.

Nunmehr aber, da dieser Endzweck erreicht und selbst der größte Überfluß an solchen Leuten verspüret wird, so scheint es der Intention des Fundatoris nicht zuwider, sondern höchst gemäß zu sein, dass neben dem Besten der Kirche auch das übrige gemeine Beste in nähere consideration gezogen und in den Landschulen auch solche Leute präpariert und gezogen werden, welche mit der Zeit dem Principi mit heilsamen Consiliis beitreten und die Gerechtigkeit klüglich handhaben können."

Humanistischem Denken ist solches Vorhaben, an den Gelehrtenschulen auch gelehrte Leute für Aufgaben im politischen Leben vorzubereiten, durchaus nicht fremd. Einzelne der Humanisten setzten sich für die Befassung mit politischer Theorie und Praxis ein. So meinte Cristoforo Landino (1424-1498, seit 1467 Kanzler der Partei der Guelfen),

man sollte den Menschen nur die Lehren übermitteln, "die ihr Handeln vollkommen machen, so dass sie nicht nur für sich und ihre häuslichen Angelegenheiten zu sorgen, sondern auch, was noch wichtiger ist, das gesamte Staatswesen zu leiten imstande sind".

Evangelisch-religiöse Gesinnung, Loyalität gegenüber dem Landesherrn und die Bereitschaft zum Dienst am Ganzen gehören zu den selbstverständlichen Zielen der Fürstenschulerziehung. Noch Rektor Illing erklärte in seinem Rektoratsbericht 1924, daß er im Jahre 1917 den Ruf nach Grimma annahm, "mit dem festen Willen, die Schule in dem bewährten alten Geist zu leiten, ihren Zöglingen eine gründliche humanistische Bildung zu vermitteln und sie in echter Vaterlandsliebe, in dankbarer Ergebenheit gegen das angestammte Fürstenhaus, das die Schule gegründet und durch Jahrhunderte

gepflegt hat, und in christlicher Gesittung zu erziehen“.

Das angestammte Fürstenhaus ging den Schulen 1918 verloren. Daß diese evangelisch bleiben durften, muß man als glücklich bezeichnen (vgl. Münzner in Sapere Aude 21, S. 112 und ergänzend hierzu Hartlich in Sapere Aude 22, S. 142 f.).

(Wer will, kann diesen Vorgang als “emanzipatorisches” Ereignis interpretieren: Die Theologie verlor ihre Bindung an den Staat, der Humanismus endgültig seine Dienerrolle. Beide konnten sich nun unbeengt ihren autonomen Sinngehalten zuwenden.)

Die pietas war zwangsläufig in diesen Wertewandel einbezogen. Das vaterländische Moment war säkularisiert und richtete sich auf den Staat in seiner abstrakten Form. In diesem Sinne ließen sich die Aufnahmebestimmungen von 1895 noch in den zwanziger Jahren anwenden. Sie legten es als Aufgabe der Fürstenschulen fest,

“durch eine zu sittlich ernster und religiöser Denk- und Sinnesart führende Erziehung für eine weitere wissenschaftliche Laufbahn, namentlich für akademische Studien und zu dereinstiger würdiger und segensvoller Verwaltung öffentlicher Ä m t e r oder zu einem anderen wissenschaftliche Ausbildung erfordernden Beruf tüchtig zu machen.” (Sperrung durch den Verfasser)

Ich erinnere mich an mehrere längere Gespräche, die ich 1930 als Oberprimar mit Georg Fraustadt führen durfte und in denen es um die Berufswahl ging. Auch wenn wir das damals gar nicht ausgesprochen haben, haben wir doch beide keineswegs an Laufbahnaussichten oder an wirtschaftliche Möglichkeiten gedacht. Es ging – ganz selbstverständlich – um die Frage, wie man seine Kräfte am besten in den Dienst des Gemeinwesens stellen könnte. Das mag aus heutiger Sicht pathetisch erscheinen. Damals war es nicht so.

Auch die grundsätzliche Bejahung der das soziale Ganze verbindenden staatlichen Ordnung (mit der Notwendigkeit des Dienstes in ihr) läßt sich mißdeuten: als Bereitschaft zu unkritischer Unterwerfung unter “strukturelle Macht”. Solche Deutung liegt sogar nahe; die hier auftauchende Problematik ist unübersehbar. Sich mit ihr auseinanderzusetzen, hieße, die Geschichte des deutschen Bürgertums – des “bürgerlichen Zeitalters” – zu analysieren. Wenngleich das humanistische Gymnasium als der Prototyp der “bürgerlichen” Gelehrtenschule betrachtet werden kann, bedeutet das nicht, daß es zugleich auch die Quelle etwaiger Defizite im politischen Bewußtsein und im politischen Handeln des Bürgertums sein muß. Wir können uns auf die Frage beschränken, ob Indizien dafür sprechen, daß christlich-humanistische Bildung zu devoter Haltung gegenüber staatlicher Macht und deren

Repräsentanten prädestiniert. Ich möchte die Frage – selbst unter Würdigung der besonderen Bindungen unserer Schulen an ihre Gründer – verneinen, jedenfalls von den geistigen Ursprüngen dieser Bildung her. Der Humanist Publius Vigilantius (deutscher Name Schmerlin, 1485-1512, auf einer Reise nach Rom noch auf deutschem Boden ermordet) pries in seiner Antrittsrede an der Universität in Frankfurt an der Oder im Jahre 1506 die Inhalte humanistischer Tugenden. Er nannte temperantia und modestia, iustitia und veritas, constantia und fortitudo. An ein in diese Richtung weisendes, mit der Vernachlässigung von Erziehungsidealen solcher Art verbundenes pädagogisches Defizit kann ich mich aus meiner Schulzeit nicht erinnern.

Distanz zur Ideologie

Humanismus und (protestantisch-) christliche Lehre begegneten sich in einer Zeit, in der die entscheidenden politischen Kräfte bereit waren, pädagogische Impulse aufzunehmen und umzusetzen. So entstanden zahlreiche Schulen, die unserem Bildungssystem für Jahrhunderte das Gepräge gaben. Es mag sein, daß es im Verlaufe des Zusammenwirkens der beiden heterogenen Stränge dieser Bildung – je nach den herrschenden Auffassungen, die wir den Zeitgeist nennen, und wahrscheinlich auch nach dem jeweiligen Stand der dogmengeschichtlichen Entwicklung – zu Reibungen und Unstimmigkeiten kam, wobei möglicherweise jeder einen Teil seiner ursprünglichen Kraft verlor. Es liegt nahe, daß an den Schulen selbst das Verhältnis von Christlichem zu Humanistischem als ein Miteinandergehen, vielleicht auch als ein Ineinanderaufgehen verstanden wurde. Ob man aber unter den realen Gegebenheiten in einem objektiven Sinn von einer Integration sprechen kann, erscheint mir zweifelhaft. Das hängt von der Definition dessen ab, was man in diesem Zusammenhang unter Integration verstehen will. Eine harmonische und ganz und gar in sich stimmige Verschmelzung dieser beiden Bestandteile der christlich-humanistischen Bildung könnte jedenfalls nur der bewirken, der über die eine Wahrheit verfügt, die sich sowohl (christlich-) religiös, als auch (humanistisch-) wissenschaftlich begründen läßt.

Die Schule wurde, wie mir scheint, mit dem Nebeneinander von christlicher Lebenshaltung und humanistischem Unterricht ganz gut fertig. Möglicherweise in der Absicht, ganz sicher mit der Wirkung, in der Schülerschaft das Gefühl der Gemeinsamkeit entstehen und sich entfalten zu lassen, hatte sie das Internatsleben in (protestantisch-) christliche Rituale gebettet und räumte zugleich dem einzelnen die Freiheit ein, sein Verhältnis zu Gott persönlich zu ordnen. Dafür bin ich ihr dankbar. Vielleicht aber gerade auf diese Weise ermöglichte sie ihren Zöglingen, das rechte Maß zu verinnerlichen und sich unter entschiedener Nutzung der Vernunft gegen ideologische Irrationalismen abzuschirmen. So sieht es offenbar auch Ernst Brödner (Sapere Aude 20 S. 56), wenn er bekennt, der auf St. Afra genossenen christlich-humanistischen Bildung ein hohes Maß an geistiger Freiheit und die Immunisierung gegen jede geistige Manipulation zu verdanken.

Einem pauschalen Vorwurf, die humanistisch Gebildeten hätten dem Nationalsozialismus gegenüber versagt, könnte ich nicht beipflichten. Von Versagen kann man nur sprechen, wenn jemand seine Pflicht oder jedenfalls die Erwartungen nicht erfüllt, die man billigerweise in ihn setzen kann. Ich kann mir aber kein auf rationales Denkvermögen und allgemeingültige Verhaltensnormen ausgerichtete Erziehungssystem vorstellen, das zum Ziel oder als zwar beiläufiges, aber doch als selbstverständlich erwartetes Ergebnis die Bereitschaft zum Widerstand solcher Art hat, wie er – mit allen seinen Risiken – gegen den Nationalsozialismus vonnöten war. Wohl aber kann und muß man bei humanistisch Gebildeten die Fähigkeit erwarten, sich gegenüber ideologischen Verführungen jeder Art auf Distanz zu halten. Die Frage nach dem Verhältnis der Fürstenschulen zum Nationalsozialismus ist daher falsch gestellt, wenn sie dahin formuliert wird, wieviele Fürstenschüler zu den Widerstandskämpfern zu rechnen sind. Sie muß sich darauf richten, wieviele der Schulabgänger der nationalsozialistischen Ideologie verfielen.

Aus diesen Gründen wäre es unbillig, wollte man Schulpforte und St. Afra einen Vorwurf daraus machen, daß sie gegen ihre Umwandlung in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt bzw. in eine Heimschule keinen offenen, militanten Widerstand leisteten, wie immer solcher Widerstand hätte aussehen können. Wer aber aus der Umwandlung selbst auf eine Affinität der Fürstenschulen zum Nationalsozialismus schließen will, gibt sich einer Fehldeutung hin. Genau das Gegenteil ist richtig. Den damaligen Machthabern mußte es darauf ankommen, die hervorragenden Quellen humanistischer Bildung versiegen zu lassen, weil diese aus ihrer Sicht reaktionär waren. Zugleich aber durften die Regierenden jener Zeit hoffen, daß auf solche Weise der Funktionsnachwuchs, jedenfalls aber die für Partei und Staat erwünschte Elite, am jahrhundertalten Ruf der Schulen partizipieren werde. Wenn Grimma von solchen Ambitionen verschont blieb, kann das nur damit erklärt werden, daß St. Augustin seit 1928 Reformgymnasium war.

(Vgl. zu diesen Fragen die Reihen "St. Afra im Dritten Reich" und "St. Augustin im Dritten Reich" im Sapere Aude Heft 14 bis 18, 20 und 21 mit Beiträgen von Lieser, Flemming, Hartlich, Löwe, Heimlehrer Bekker, alle für St. Afra, sowie von Irmischer und Miersch für St. Augustin.-Für Schulpforte ergibt sich aus einem kurzen Bericht in "Die Pforte" Heft 36 von 1983:

Im August 1933, nach Umwandlung der Schule in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt, mußten die beiden Primen die Schule verlassen, für den Rest der Schüler wurde eine neue Aufnahmeprüfung angesetzt, in der aus 79 Prüflingen 39 als "Jungmannen" übernommen wurden. Von den Lehrern blieben zwei an der Anstalt).

Was die ehemaligen Fürstenschüler angeht, so beantwortet Lennert die Frage in seinen "Wesenszügen" von 1964: "eine gewisse Neigung zur Vermitt-

lung ist festzusetzen: es sind keine "großen Nazis", aber auch keine Widerstandskämpfer aus ihnen (den Schulen) hervorgegangen". Ich möchte den Satz umdrehen: Es sind (wie es als unmittelbarer Erfolg eines allgemeinen Bildungsprinzips anders kaum erwartet werden kann) keine Widerstandskämpfer, aber (wie es den Erwartungen entspricht, die man in die Kraft humanistischer Bildung mit gutem Grund setzen darf) auch keine "großen Nazis" aus ihnen hervorgegangen.

Rudolf Lennert

A 17

"Das Joachimsthal"

Wir haben wohl alle nur vage Vorstellungen von unserer Schwesterschule, dem "Joachimsthalischen Gymnasium", das schon seit Jahrhunderten von seinen Schülern und Lehrern und sogar von der preußischen Verwaltung mit dem liebevollen Kurznamen "das Joachimsthal" benannt worden ist. Es muß also auch geliebt worden sein. Umso mehr ist zu begrüßen, daß es nun, nach einer Festschrift von 1907, in dem Buche seines alten Schülers Siegfried Joost "Das Joachimsthalsche Gymnasium (Festschrift für den 375. Gründungstag)", Verlag Fr. Wilh. Knopp, Wittlich 1982, noch eine Darstellung gefunden hat, die den drei Monographien über die drei "sächsischen" ebenbürtig ist. Wenn das Buch nur handlicher wäre! Man kann es nur an einem Stehpult lesen. (Der Grund ist wohl das Bedürfnis gewesen, die zahlreichen Abbildungen im Großformat bringen zu können; aber das wird die Zahl seiner Leser sehr einschränken.)

Wenn es Sinn hat, das Wort "Fürstenschulen" als Sammelbegriff für die Internatsgründungen zu gebrauchen, mit denen in den protestantischen Ländern der beginnende Absolutismus des 16. und 17. Jahrhunderts versucht hat, sich einen Teil seiner Diener in Kirche und Staat selber heranzuziehen, dann gehört auch das "Gymnasium Electorale Brandenburgicum in valle Joachimica" dazu. Aber schon die drei sächsischen Schulen fühlen sich bei aller Verwandtschaft jede als etwas für sich, und "das Joachimsthal" war wieder etwas ganz anderes. Man könnte auf den Gedanken kommen, statt von Eliteschulen von besonderen Schulen, von Schul-Individuen zu sprechen. Auf die Frage: wie man denn dazu wird, wäre zu antworten: außer durch besonders gelungene Grund-Ordnungen durch die Kontingenz der jeweiligen Geschichte. Und die war eben beim Joachimsthal wieder anders als bei uns – begünstigter und unglücklicher in einem. Der Anfang war noch ähnlich gewesen: der Kurfürst Joachim Friedrich (1546-1608, Kurfürst seit 1598) hatte zwar kein aufgelassenes Kloster für seinen Plan gefunden, sondern überflüssig gewordene staatliche Gebäude – aber er war mit ihm auch in die Ruhe der Provinz gegangen. Er läßt sich die Sache von Anfang an sehr viel ko-

sten – das wird dann immer eine der Signaturen des Joachimsthal bleiben. Seine Ratgeber dabei waren nicht mehr, wie für Moritz, Adlige und Humanisten, sondern Berliner Hofprediger und Generalsuperintendenten. Der Tagesplan der anfangs 120 Alumen und 50 "Pensionäre" war noch stärker kirchlich orientiert als bei uns. Zunächst lutherisch, aber schon 1613, 6 Jahre nach der Gründung trat Brandenburg zur reformierten Partei über, und die Schule muß sich dem sofort und in aller Strenge anpassen! Das Leben mit den beiden alten Sprachen hat die Schule von Anfang an geprägt, wohl nicht viel anders als bei uns. Die griechischen Autoren sind anfangs nur Demosthenes, Plutarch und Hesiod, die lateinischen Cicero, Terenz und Vergil. Lateinische Sprachpflege, Philosophie und Musik stehen im Vordergrund. Daß die Schule nicht in der pädagogisch so glücklich-fruchtbaren Zeit um die Mitte des 16. Jahrhunderts gegründet wurde, sondern erst 1607, als der Strom des pädagogischen Lebens schon kanalisierter und rationaler floß, mag man das erste Sonderschicksal dieser brandenburgischen Fürstenschule nennen. Das zweite ist der 30-jährige Krieg. Er hat auch unsere Schulen schwer getroffen, aber nicht so vernichtend wie die erst 29 Jahre alte Schule in dem Wälder- und Seengebiet der nördlichen Neumark. Wie es dann dazu kommt, daß die Schule diese Katastrophe doch überlebt, ist nicht deutlich zu erkennen: hatte sie schon soviel Eigengeist entwickelt oder haben nur ein paar hartnäckige Lehrer und Schüler es verstanden, mit Hilfe der staatlichen Stipendien ein paar Jahre in Berlin zu überwintern? Jedenfalls hat 1647 der junge (spätere) Große Kurfürst die Schule wieder aufleben lassen und ihr zunächst notdürftige Räume, später ein relativ stattliches Gebäude mitten in Altberlin zur Verfügung gestellt. Dort hat das Joachimsthal 200 Jahre lang schon recht angesehen und mit einem immer tüchtiger werdenden Kollegium und bedeutenden Rektoren immer erfolgreicher gelebt, bis ein Teil des Kollegiums und die preußische Schulverwaltung es gegen den Widerstand der anderen Hälfte erreicht haben, daß die Schule 1880 das mit allem neupreußischen Aufwand für sie errichtete großartige Gebäude beziehen konnte, das heute noch an der Joachimsthaler Straße (dort jetzt "Bundesallee" genannt) in Berlin-Wilmersdorf steht und seit 1912 anderen Zwecken dient. Denn bald haben die veränderten wirtschaftlichen und pädagogischen Verhältnisse es ratsam gemacht, aus diesem allmählich wieder in die Großstadt hineingewachsenen Domizil auszuziehen und noch einmal aufs Land zu gehen, nicht zurück nach Joachimsthal, sondern in die benachbarte Kleinstadt Templin. Dort ist noch einmal ein riesiger, nach den neuesten pädagogischen Prinzipien nicht ohne Luxus errichteter Gebäudekomplex mitten im Walde entstanden; der Idee, nicht der Wirklichkeit nach etwas wie ein "staatliches Landerziehungsheim". Es hat in den folgenden 33 Jahren die tiefen und verworrenen Wandlungen des preußischen Staates mitgemacht und ist in der Katastrophe des Frühjahrs 1945 in Grund und Boden zerstört worden. Keine der "sächsischen Schulen" hat in ihrem Leben solche Wandlungen erlebt, und ich glaube, man spürt uns das noch an. Man versteht jetzt erst, warum die Pforte 1815 nicht "die preußische Fürstenschule" geworden

ist. Es gab schon eine, in ganz anderem Stil, und der preußische Staat hat sich oft in ihrem Lichte gesonnt, in glänzenden Einweihungs- und Gedenkfeiern, mit allem staatlichen Gepränge, wie wir es nie gekannt haben. Aber dieses Licht war nicht geborgt! Seit etwa 1700 hat die Schule eine sich immer fortsetzende Reihe bedeutender Rektoren gehabt (einige von ihnen leben in Berliner Straßennamen fort), ihr Kollegium und ihre Bibliothek haben seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts lange den Aufbau der Preußischen Staatsbibliothek und den der Preußischen Akademie der Wissenschaften aus der Nähe begleitet, und sie hat immer, bis in die Templiner Jahre hinein, mit großen Schüler-Aufführungen und -konzerten das gesellschaftliche Leben Berlins bereichert. Versucht man, aus dem Joost'schen Buche ein Bild des inneren Lebens der Schule zu gewinnen, so gelingt das nicht im gleichen Maß wie bei Flathe für Afra und bei Heyer für die Pforte. Es scheint, daß im Joachimsthal die begabtesten Lehrer mehr zur Teilnahme an dem reichen wissenschaftlichen Leben Berlins im 18., 19. und 20. Jahrhundert gedrängt haben, oft mit Erfolg, und die wissenschaftlichen Köpfe unter den Schülern haben davon profitiert – bedeutende Berliner Professoren rühmen das Niveau der Joachimsthaler Abiturienten, auch der tief in der Pforte wurzelnde Wilamowitz. Die Schülerzahl bleibt begrenzt; aber von Anfang an bleibt bestehen, daß Alumnus, die vollberechtigten Schüler, immer nur die Freistelleneinhaber sind, für die "Bedürftigkeit" (aber mit Betonung: aus allen Ständen) Voraussetzung ist; neben ihnen wird immer auch eine größere Anzahl von "Pensionisten" aufgenommen, und mehr Externe als es bei uns gab. Aber alle haben eine, offenbar ziemlich strenge, Aufnahmeprüfung zu bestehen. Es wird das gleiche Verhältnis bestanden haben wie bei den sächsischen Schulen: mit Hilfe der Prüfung dispensieren sie sich vom "unteren Begabungsdrittel". Aber so viel ich weiß, ist bei uns Bedürftigkeit nie Voraussetzung für die Gewährung einer Freistelle gewesen. Man wird sich diesen Unterschied nicht zu dramatisch vorstellen dürfen: auch bei uns gab es sehr wenig Söhne wirklich reicher Eltern; auch nicht solche von sehr armen; es pendelte sich zur Mitte hin ein, und viel anders wird es auch im Joachimsthal nicht gewesen sein. Aber symbolisch mag der Unterschied für das "Preußische" im Joachimsthal gelten. Ein anderer kam dazu: von Anfang an wird in allen Satzungen festgelegt, daß sich unter den Schülern immer auch eine kleine Zahl aus den nicht-deutschen Nationen der preußischen Ostgebiete befinden sollen. Für eine skurrile Spätfrucht dieser Idee mag gelten, daß in den letzten Jahren des Dritten Reiches als dritte, frei zu wählende Fremdsprache auch Japanisch zugelassen war. – Welcher Geist das Leben der Schülerschaft geprägt hat, läßt sich nicht so deutlich erkennen – offenbar nicht ganz der selbe, wie er sich "bei uns" aus der Selbständigkeit der älteren Schüler im Internatsleben im Verlauf der Jahrhunderte entwickelt hat, sondern ein mehr dem Staatlichen zugewandter. Der Kampf zwischen Humanismus und Nationalsozialismus hat zuletzt in den einzelnen Geistern des Kollegiums und zwischen ihnen früher und heftiger begonnen als bei uns. Aber: unter den ehemaligen Schülern findet sich auch ein Widerstandskämpfer, und das Ende

hat im Joachimsthal dramatischere Formen angenommen. Man kann seine Geschichte lesen wie eine griechische Tragödie.

Für mich, der ich in meinem beruflichen Leben den intimen Vergleich mit den Landerziehungsheimen gewonnen habe und dadurch zum Nachdenken über Internatsstrukturen gekommen bin, wird das Bild derjenigen des Joachimsthals nicht ganz deutlich. Eins scheint mit den drei sächsischen Schulen gemeinsam zu sein: die Wohngemeinschaft, die dort wie bei uns eine beherrschende Rolle spielt, wird von vornherein aus Ungleichaltrigen gebildet, aber sie scheint sich nicht so konsequent entwickelt zu haben wie bei uns, wo sie zuletzt in den Zwei-Tische-Stuben mit je zwei Vertretern aus jeder Klasse eine Hochform erreicht hat. (Auf die Größe der Schlafgruppen kommt es nicht so viel an.) Einen wesentlichen Unterschied gibt es schon früh: seit der Neueinrichtung des Internats in Berlin scheint es die Verwendung von jungen, im Internat wohnenden Lehrern gegeben zu haben. Die preußische Verwaltung hat nach 1815 in einem zähen Kampfe gegen Kollegium und Ehemalige der Pforte versucht, dieses System aufzuzwingen, zuletzt vergeblich. Sie hat den Versuch nach 1920 mit mehr Erfolg wiederholt, wieder gegen viel Widerstand. Er war beim Ende der alten Pforte noch nicht so weit gediehen, daß über das Ergebnis eindeutig geurteilt werden könnte; jedenfalls haben seine Gegner beide Male das Gefühl gehabt, daß damit an die Wurzeln des "Geistes der Einrichtung" gerührt wurde. Um 1820 hat die sächsische Verwaltung in ihren beiden Schulen den selben Versuch unternommen, auch dort zuletzt vergeblich, und hat ihn nach 1920 nicht wiederholt. In seiner Konsequenz hätte es gelegen, Hebdomadariat und Primanerinspektorat abzuschaffen, oder doch um ihre innere Größe zu bringen. Es scheint, daß die Entwicklung dieser beiden Elemente bis zur vollen Konsequenz den eigentlichen Unterschied zwischen "uns" und dem Joachimsthal bewirkt hat. Das scheint sich an einem erziehungsgeschichtlich hoch bedeutsamen Vorgang zu zeigen. Als der Neubau in Templin geplant werden mußte, ist im preußischen Ministerium und offenbar auch bei dem rector Joachimicus designatus August Nebe der Gedanke entstanden, es sei an der Zeit, Grundstrukturen der damals modernsten Internatserziehung in diesem klassischen Staatsinternat zu verwirklichen, wie sie in dem englischen Abbotsholme von Cecil Reddie und in Deutschland in den Landerziehungsheimen von Hermann Lietz schon verwirklicht waren. Nichts zeigt deutlicher als die Form dieses Versuches, daß sich pädagogische Formen und Reformen nicht an ministeriellen Schreibtischen erfinden oder auch nur kopieren lassen. Das neue Joachimsthal sollte in Familien-Form aufgebaut und jeder dieser (6) Familien eine Hausdame als "Mutter" beigegeben werden. Ich kann nicht darüber urteilen, und auch Joost tut es nicht, was aus diesem Strukturplan geworden ist, wie er sich auf das innere Leben des Internats und seiner Schüler (es bleibt eine reine Jungenschule) ausgewirkt hat. Aber daß es mit dem Geist und der Form der deutschen Landerziehungsheime nichts gemein hatte und auch nicht haben konnte, das läßt sich schon erkennen. Alle Heime

kennen die Kleingruppe (die Salemer "Flügel" sind fast so groß wie die Joachimsthaler Familien; die meisten sind kleiner, einige heißen Familien, andere anders.) In allen Landerziehungsheimen spielen Frauen eine wichtige Rolle, in wechselnden Funktionen. Aber die "Hausdame" Joachimsthaler Prägung ist etwas *toto coelo* anderes – so viel geht aus dem Joostschen Buche – und aus seinen Bildern hervor. – Ich will am Schluß etwa sagen, von dem mir bewußt ist, daß es undeutlich bleibt. **Jedes** lebendige Internat (und das Joachimsthal war eines) entwickelt seinen eigenen "Stil". In seine Entstehung wirken schon die Grundordnungen hinein, aber dann auch der Strom der Menschen, die durch seine Geschichte hindurchgegangen sind. Ganz sicher fühlen kann man nur den, an dem man selber teilgehabt hat; ahnen kann man solche Stile, wenn man einige ihrer Träger gut kennt. Ich kenne keinen Joachimsthaler persönlich. Aber eine entfernte Ahnung kann dieses Buch vermitteln. Das sei zu seinem Ruhme gesagt.

Neues aus St. Afra

(vgl. hierzu *Sapere Aude* 20 S. 69 f.)

Unter dem Titel

"Ratsherrenstein" von 1407 in Meißen aufgestellt

berichtet die Zeitung "Neues Deutschland" vom 27. März 1985:

Ein aus dem Jahre 1407 stammendes gotisches Denkmal, das an eine politische Mordtat erinnert, ist jetzt nach seiner Restaurierung in Meißen wieder aufgestellt worden. Der zwei mal zwei Meter große Stein war im April 1983 bei Bauarbeiten im ehemaligen Konventsgebäude des Augustiner Chorherrenstiftes St. Afra entdeckt worden. Er befand sich als Grabplatte über vier Skeletten, bei denen es sich um die Überreste des ehemaligen Zwickauer Bürgermeisters Mergenthal und dreier Ratsherren handelt. Sie sind in Ritzzeichnungen auf dem Stein abgebildet. Ihre Hinrichtung erfolgte, wie die Chronik der Stadt Meißen berichtet, auf Geheiß des Markgrafen Friedrich des Streitbaren von Meißen. Ihm war Zwickau lehnspflichtig.

Die aufsässigen Ratsherren hatten damals dem herrschsüchtigen Zwickauer Stadtvogt Franziskus Steusing den Prozeß gemacht und am 14. Februar 1407 enthaupten lassen. Er verwaltete die Finanzen und übergab rigoros Konzessionen, die das aufstrebende Bürgertum in Zwickau dem Markgrafen abgerungen hatte. Daraufhin befahl der zornige Feudalherr Friedrich die vier Ratsherren auf seine Residenz und ließ sie am Tage ihrer Ankunft, dem 10. Juli 1407, auf dem Burgberg in Meißen hinrichten.

Der Fund des Steines und Bodenuntersuchungen durch Mitglieder einer Interessengemeinschaft für Bodendenkmalpflege im Kulturbund der DDR so-

wie Sachverständige des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden haben die in der Stadtchronik überlieferte Episode bestätigt. Der "Ratsherrenstein", der als verschollen galt, wurde im ehemaligen Kreuzgang des Klosters aufgestellt. Er gehört heute zum Gebäudekomplex der LPG-Hochschule Meißen.

Den gleichen Gegenstand behandelt Dr. Gerhard Schade (A 35) in einem

Bericht über einen Besuch in St. Afra,

der im folgenden gekürzt wiedergegeben wird.

"Wir wandten uns jedoch zunächst dem Gebäude zu, in dem früher die Quarntaner und die Krankenburg untergebracht waren. Dieser Baukomplex war offensichtlich erst kürzlich einer gründlichen Renovierung unterzogen worden, sonnte sich im Glanz neuer Fenster und eines neuen Anstriches, und hinter dieser schmucken Fassade verbargen sich Überraschungen, von denen wir zu unserer Schulzeit nichts geahnt hatten. Die alte Klosterküche mit dem mächtigen Mittelpfeiler und dem eindrucksvollen Zellengewölbe war uns ja noch vertraut als Durchgangsstation zum Ökonomiehof, aber jetzt hatte man auch den alten Kreuzgang freigelegt und vortrefflich restauriert. Wände und Decken waren geweißt und die Rippen des Kreuzrippengewölbes mit rotbrauner Farbe davon abgehoben. Der Boden war mit rötlichen quadratischen Fliesen belegt, nachdem man zuvor einen Kanal zur Aufnahme von Heizungsrohren gegraben hatte. Dabei war man auf eine mächtige Grabplatte mit Abmessungen von etwa 2 x 2 m gestoßen, unter welcher 4 Skelette mit abgeschlagenen Schädeln gelegen hatten.

Dieser unerwartete Fund war zwar schon gelegentlich in der örtlichen Presse beschrieben worden, wird aber wohl weithin noch unbekannt geblieben sein, weshalb die Deutung dieses Fundes hier nochmals kurz wiedergegeben werden soll. Wie aus der Beschaffenheit der Grabplatte und aus Urkunden hervorgeht, soll es sich bei den vier "kopflös" Bestatteten um einen Bürgermeister von Zwickau und drei seiner Ratsherren handeln. Diese hatten dem markgräflichen Vogt von Zwickau wegen dessen Willkürherrschaft den Prozeß gemacht und ihn anschließend hingerichtet, worauf der Markgraf (Friedrich der Streitbare) sie nach Meißen beordert hatte, wo sie sich wegen dieses Affronts verantworten sollten. In Vorahnung dessen, was ihnen bevorstand, reisten sie bereits mit ihren Totenhemden im Gepäck befehlsgemäß in die Residenz, wo sie der erboste Markgraf sogleich dem Scharfrichter überantwortete. Bei einem von ihnen ging der erste Schlag versehentlich nicht durch den Hals, sondern in die Schulter. Dieser beurkundeten Schilderung entsprechend soll das eine der gefundenen Skelette auch ein zertrümmertes Schulterblatt aufgewiesen haben. Der Grabstein, der nun an der Wand des Kreuzganges steht, zeigt in Ritzzeichnung die Oberkörper und Köpfe sowie

im unteren Teil die Partien vom Knie abwärts der vier Männer in Talaren und mit Baretten auf den Köpfen nebeneinander stehend in Frontstellung zum Betrachter. Diese Darstellung ist umgeben von einer gerahmten Inschrift in gotischen Minuskeln. Der mittlere Teil der Platte ist quer durchgehend in ca. 50 cm Breite leider zerstört und verloren, weswegen und auch wegen der Kürze der verfügbaren Zeit wir die Inschrift nicht entziffern konnten. Die Skelette selbst sollen nach Dresden gebracht worden sein.

Der vom Kreuzgang umschlossene Hof wurde mit grauen, quadratischen Steinfliesen ausgelegt, es befinden sich darin eine moderne Plastik sowie 4 ebenfalls moderne Leuchten.

Vom Kreuzgang aus konnte man sehen, daß auch der Pönitentzturm und die daran anschließenden unverputzten Steinbauten zumindest äußerlich ebenfalls restauriert worden sind. Dieses Bauensemble gehört jedoch nicht mehr zum Institutskomplex, weshalb wir uns mit diesem Fernblick begnügen mußten. Die Restaurierungsarbeiten waren noch im Gange, und zwar an der dem Ökonomiehof zugewandten Seite der alten Klausur. Ohne daß dies nachprüfbar gewesen wäre, wurde uns berichtet, daß der Anstoß zu den geschilderten Restaurierungsarbeiten vom derzeitigen Afropfarrer ausgegangen wäre, der mit seiner Gemeinde mit der Renovierung der Afrakirche den Anfang gemacht hätte, wonach sich ein derart schreiender Kontrast zu den angrenzenden Bauten gezeigt hätte, daß das Denkmalsamt wohl oder übel nachfolgen mußte, und zwar, wie man anerkennend zugeben muß, mit bisher ganz ausgezeichnetem Erfolg.

Sodann wandten wir uns dem früheren Coenakel zu. Von der Toreinfahrt aus gingen wir die alten Stufen hinauf, an deren oberen Ende nach links die Tür zum Aufstieg zur Rektorwohnung mitsamt dem alten Emaille-Hinweisschild noch unverändert erhalten war. Die alte Tür zum Coenakel war dagegen durch eine Glastür im Stil der 50er Jahre ersetzt worden, und der dahinter befindliche Raum war weitgehend verändert. Einmal hatte man den Raum durch eine Zwischendecke gegenüber früher etwas erniedrigt und zum anderen in Richtung der früheren Küche um vielleicht etwa 2 m vergrößert. Die neu gezogene Wand enthielt in ihrer Mitte eine Bühnenöffnung, so daß der Raum im wesentlichen als Theatersaal dienen dürfte. Diese Bühnenwand war grün getüncht, der übrige Saal war weiß, doch alles schien bereits ziemlich abgenutzt. An den früheren Zustand erinnerten nur noch die runden, glatten Säulen im Raum, die ihren früheren ockerfarbenen Anstrich, wie es schien, über die verflochtenen Jahrzehnte bewahrt hatten.

Der Durchgangsraum zum kleinen Zwinger schien uns gegenüber früher unverändert, er hatte noch den gleichen olivgrünen Anstrich wie zu unserer Afra-Zeit, und die Dusch- und Baderäume, die von ihm abgingen, sollen ebenfalls noch demselben Zweck dienen.

Der kleine Zwinger hatte sich – ohne daß man im übrigen irgendwelche bemerkenswerte Veränderungen gegenüber früher feststellen konnte – in einen Parkplatz für Autos verwandelt. Der breite Weg, der vom großen Zwinger über die Brücke in den kleinen Zwinger führte, war inzwischen asphaltiert worden und dient jetzt als Zufahrt zu besagtem Parkplatz. Die frühere Turnhalle und sogar die zu unserer Zeit schon recht hinfallige Kegelbahn hatten ebenso wie die alten Bäume den Anfechtungen der Zeit einigermaßen trotzen können.

Sodann begaben wir uns über die Brücke in den früheren großen Zwinger, gingen die Stufen rechts hinauf zu dem ehemaligen Sportplatz und fanden ihn samt den ihn umstehenden alten Bäumen im wesentlichen wie früher, erblickten auch noch das alte Gartenhaus und fanden sogar noch – wenn auch von Gestrüpp überwuchert – den alten Heldengedenkstein an seinem früheren Platz. Wäre nicht die mangelnde Pflege dieser Anlagen mit der Folge einer ungebändigt wuchernden Vegetation, die auf sehr spärliche Benutzung schließen läßt, hätte man sich ohne Schwierigkeiten in die längst verflossenen Jahre unserer Schulzeit zurückversetzen können. Ein ganz neues Bild zeigte sich auf der anderen Seite des Hauptweges durch den großen Zwinger. Dort, wo sich früher der Tennisplatz und der Schulgarten befand, waren mehrere Neubauten von beträchtlicher Größe errichtet worden, wofür man das Gelände bis auf das Niveau des Hauptweges (unserer früheren Rodelbahn) aufgeschüttet hatte. In eines dieser Gebäude konnten wir hineingelangen und wurden dort in den darin befindlichen Speisesaal geleitet, der von beträchtlicher Größe war und trotz seiner Ausmaße und der modernen Bauweise einen recht gemütlichen und ansprechenden Eindruck machte. In diesen neuen Gebäuden scheint der Schwerpunkt des Institutes zu liegen. Abgesehen von weiteren Wohnungen sollen sich in ihnen die größeren Hörsäle befinden. Das Institut ist eine Außenstelle der Universität Leipzig und hat die doppelte Aufgabe, zum einen Studenten der Landwirtschaft auszubilden und zum anderen der Weiterbildung von leitenden Funktionären von landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften in mehrwöchigen Kursen zu dienen.“

Dank für ein Feldpostpaket der Fürstenschüler

Im Ostland, 17.12.1915

*Die Sonne sinkt, der Schneesturm weht
Und dunkel wird's und kühler,
Da bringt die Feldpost ein Paket
Der alten Fürstenschüler.*

*O reich gesegneter Verein,
Dich pries ich immer wieder
Du sorgst zur Zeit der Not und Pein
Zum Wohle Deiner Glieder.*

*Wie süß und lecker geht mir ein
Der weiße Pfefferkuchen,
Und nach dem letzten Krümelein
Da kannst Du lange suchen.*

*Und was erblickt mein Auge noch
– Das konnt' ich nicht erwarten –
Wer das erdacht, der lebe Hoch!
Ein Spiel mit deutschen Karten.*

*Willkommen bist Du jederzeit
Im Schloß und in der Kate!
Gleich heute wirst Du eingeweiht
Mit einem Dauerskate.*

*Und wenn die knappe Löhnung nicht
Dem Partner fällt zum Raube,
Verdanke ich's dem Unterricht
In der Primanerlaube.*

*Heraus ihr Wenzel hochgehrt
Mit Däußern und mit Trümpfen!
Was an der Mulde ward gelehrt
Gilt auch in Rußlands Sümpfen.*

*Schon wartet voller Tatendrang
Die Schar der Skatgesellen.
Gemach! Ich muß erst Gruß und Dank
Nach Dresden noch bestellen.*

Die vorstehenden Verse hat Adolf von Carlowitz (al. Gr. 1871-77) als General im ersten Weltkrieg gedichtet. Im Leben durchaus nicht nur dem Vergnügen zugewandt, wie seine Enkelin Ursula Gravenhorst schreibt, hat er, insbesondere bei vergnüglichen Anlässen, gern Gelegenheitsgedichte verfaßt. Seine Enkelin hat sie gesammelt und, 91 an Zahl, in einem Bändchen veröffentlicht. Unseres hat die Nummer 59.

Die Vita von Adolf von Carlowitz findet sich im Grimmaischen Ecce 49 von 1928. 1914 war von Carlowitz sächsischer Staats- und Kriegsminister. Nach Kriegsausbruch wurde ihm ein militärisches Kommando übertragen. Nur ein Ereignis soll aus seiner vita übernommen werden:

So rückte er Ende September an der Spitze des neu aufgestellten 27. Reservekorps als Kommandierender General ins Feld. Ungeheuer schwer war die Aufgabe dieser jungen Truppen, bei denen die Ausrüstung an technischen Mitteln und vor allem an Artillerie nicht Schritt gehalten hatte mit dem hohen Schwung der Begeisterung, der die Kriegsfreiwilligen beseelte. General von Carlowitz fühlte die Verantwortung für dieses wertvolle Menschenmaterial. Seine militärische Erfahrung hatte ihm die Notwendigkeit des Zusammenwirkens von Artillerie- und Infanterieangriff gezeigt. Als daher in der Schlacht bei Ypern der Befehl zum Angriff kam, ohne daß ausreichende Artillerievorbereitung vorangegangen war, weigerte sich General von Carlowitz, diesen Befehl in dieser Form auszuführen. Er wurde seines Kommandos enthoben, der Angriff erfolgte und scheiterte unter unsäglichen Opfern.... Die Ereignisse hatten ihm aber so offensichtlich recht gegeben, daß man sehr bald auch in der Obersten Heeresleitung auf eine Verwendung des Generals zurückkam.

Von Carlowitz starb siebzigjährig im Jahre 1928. Drei Jahre vorher hatte er noch am 375. Stiftungsfest von St. Augustin teilgenommen.

Ein anderer Carlowitz

wird in der "Sächsischen Heimat" Heft 5 vom Mai 1985 unter der Rubrik "Sächsische Gedenktage" aufgeführt. Christoph Anton Ferdinand Freiherr von Carlowitz, alumnus Grimensis 1799-1801, wurde vor 200 Jahren, am 6. Juni 1785, geboren. Unser Dichter-General ist offenbar nicht mit ihm verwandt. Das Grimmenser Stammbuch weiß jedenfalls nichts davon. Christoph Anton Ferdinand war Sächsischer Kriegsverwaltungs-Kammerrat, später Herzogl. Sachs.-Coburg-Goth. Staatsminister und Wirkl. Geheimrat. Über ihn berichtet die "Sächsische Heimat": "Carlowitz schuf die moderne Organisation für den Staat Sachsen-Coburg-Gotha als Staatsminister. Am Zustandekommen des Vertrags von Hildburghausen 1826 war er maßgebend beteiligt. Dadurch wurden die Herzogtümer Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg konsolidiert. Auch an der Heiratspolitik seines Herrscherhauses hat er mitgewirkt. Bekanntlich wurden die Throne von Belgien 1831, Portugal 1837 und die Stelle des Prinzgemahls von Großbritannien 1840 von Prinzen aus dem Hause Sachsen-Coburg-Gotha, also Wettin, besetzt."

Stimmen zu Heft 22

Nicht zum Heft selbst, sondern zu seinem Beiheft mit dem Vortrag von Gottfried Steyer äußert sich Herwarth Frhr. v. Schade, Kirchenbibliotheksdirektor in Hamburg, in einem Schreiben an Martin Hoberg:

"Als ich Gottfried Steyers Vortrag studierte – er hat das griechische Verb 'thaumazein' etymologisch und philosophiegeschichtlich untersucht und hat von da aus weitergehend sehr schöne, bleibend lesenswürdige und beherzigenswerte Anmerkungen zur 'humanitas' gemacht –, erinnerte ich mich meiner ersten Schritte ins Philosophiestudium. Ich studierte die ersten beiden Semester Evangelische Theologie als Kriegsgefangener in Frankreich hinter Stacheldraht, auf der Ecole théologique du prisonnier de guerre, in Montpellier. Unsere Lehrer waren deutsche Theologen, Kriegsgefangene wie wir Studenten. Die erste Philosophievorlesung sollte eine Einführung in die Ursprünge abendländischen Philosophierens bieten, in die Ionische Naturphilosophie. Und es ist mir nach nunmehr 40 Jahren noch ganz gegenwärtig, wie diese philosophische Einführung mit dem 'thaumazein' anhub. Wir bekamen zu hören, daß jene ersten europäischen Philosophen ihr Nachdenken mit dem Staunen begonnen haben: staunend betrachteten sie ihre Umwelt und dachten darüber nach. So hat die abendländische Philosophie angefangen.

Erst später habe ich gelernt und will es hier weitergeben, weil in Steyers Vortrag nichts davon steht, daß die Bemerkung meines Philosophielehrers über das Staunen sich auf eine Stelle im Theaitet bezog – auf jenen Platon-Dialog, geschrieben wohl nach 396 v. Chr. Da versucht Sokrates dem jungen Theaitet ein wenig Erkenntnistheorie zu vermitteln. "Leuchtet dir das ein, Theaitet?" fragt Sokrates. Theaitet erwidert: "Bei den Göttern, Sokrates, ich staune über die Maßen, was das wohl sei, und manchmal, wenn ich richtig hinschaue, wird mir schwindelig." Darauf Sokrates: "Mein Lieber, eben dies ist der innerliche Antrieb ('pathos') des Philosophen, diese Staunen ('thaumazein'). Nichts anderes als dieses ist der Urbeginn (arché) der Philosophie. Und wer gesagt hat, daß Iris (= die Regenbogen-Göttin, die zwischen Himmel und Erde vermittelt, als Symbol für die Philosophie), eine Tochter des Thaumatas war – der scheint mir kein schlechter Genealoge zu sein!" (Platon, Theaitet 155 c-d).

Die Philosophie: eine Tochter des Thaumatas. Philosophie beginnt mit dem Staunen, dem 'thaumazein'. Der Kriegsgefangenen-Dozent für Philosophie im Theologenlager Montpellier aber war der Pfarrer Artur D e h m e l (1907-1956). Der in Bochum Geborene, Sohn eines Bergmannes, wie das westfälische Pfarrerbuch ausweist, hat in Bethel, Marburg und Münster studiert und dann im berühmten Berliner Domkandidatenstift gelernt. Von 1935 an ist er

Pfarrer in Bad Oeynhausen gewesen, dazwischen Soldat im Kriege von 1940 an bis zur Entlassung aus der französischen Kriegsgefangenschaft im Jahre 1947. Von 1953 an hat er neben seinem Oeynhausener Amt noch den Superintendentendienst in Vlotho versehen. Gern und dankbar erinnere ich mich dieses Mannes, und das wollte ich mit meinem kleinen Nachtrag zu Gottfried Steyer auch öffentlich bezeugen."

Personalien

Todesfälle

A 13 Kurt Hänel	verstorben am	27. Juni 1985
A 25 Barbara Schmidt-Breitung		11. April 1985
A 29 Wolfgang Höhlbaum		17. Februar 1985
G 08 Georg Fabian		11. März 1985
G 15 Ernst Gottscheu		3. September 1984
G 16 Hermann Kühn		20. Mai 1985
G 19 Irmgard Ellinger-Steidtmann		3. Februar 1985
G 20 Walter Büchner		10. Mai 1985
G 20 Werner Weigelt		5. Mai 1985
G 26 Hans Friedrich Böhmig		22. April 1985
G 28 Ernst Goldhahn		18. April 1985

Die Lebensläufe der Verstorbenen werden im nächsten Ecce-Heft ihrer Schule gewürdigt werden, soweit ausreichende Unterlagen beschafft werden können.

Verschiedenes

– Desiderata

Wer kann näheres über die Herkunft dieses Textes (s.S. 151) mitteilen? Er ist so gewichtig, daß wir ihn unseren Lesern nicht vorenthalten wollten. Ich verdanke ihn einem Humanisten und Christen, der vierundneunzigjährig im Mai starb, meinem früheren Gemeindegliede Generaloberst Karl Hollidt, Siegen.
Ho

– Fürstenschülertreffen 1986

In der Reiseplanung bitte ich zu berücksichtigen, daß zwischen Mitte September und Mitte Oktober 1986 das nächste Treffen in Augsburg (siehe Sapere Aude 21 S. 124 f.) oder Fulda stattfindet. Für den Vortrag hat Dr. Peter von Zahn (A 25), Journalist und Filmproduzent, – sofort, als er darum gebeten wurde – zugesagt.

Klassentreffen mit unserer gemeinsamen Veranstaltung zu verbinden, hat sich in Meinerzhagen bewährt. Wir empfehlen es darum wieder.

Ho

– Zu danken

haben wir, außer für alle pünktlich eingegangenen Mitgliedsbeiträge, auch diesmal für viele Spenden. Die größeren liegen mir namentlich vor. Sie verteilen sich auf beide Schulen in den Quartalen I und II des Jahres etwa gleichmäßig, wenn auch bei St. Afra und St. Augustin je anders auf Mitglieder und Nichtmitglieder. Im ganzen sind es mehr als 4.200 DM. Bei der neuen Bemessung des Mitgliederbeitrages haben wir sie bereits einkalkuliert. Die Beschränkung, die wir uns deshalb meinten auferlegen zu sollen, hat sich bewährt. Wir bitten, auch in Zukunft das Interesse an unserer Arbeit unter anderem auf diese Weise zu aktivieren.

Ho

– Afranisches Ecce

Alfred Meier A 25 legt das 57. Heft (NF 9) vor. Es enthält 35 Lebensläufe und als Abbildung die neue Gedenktafel für Gotthold Ephraim Lessing A 1741-46 am Hauptportal von St. Afra in Meißen. Die Porzellanmanufaktur stellte sie her.

Karl Rietzsch A 16 schreibt in einem Geleitwort zur Auflösung der Schule: "Selbst Bücherei und Archiv wurden zerstört und in alle Winde verstreut." Auf St. Augustin trifft das so nicht zu. Von dessen Archiv wissen wir, daß wenigsten Teilbestände im Dresdner Staatsarchiv wohlgeordnet verwahrt werden und zugänglich sind. Sollte dort und in der Sächsischen Landesbibliothek nicht auch einiges von St. Afra vorhanden sein? Wir würden unsere Leser gern darüber informieren.

Die Sapere Aude 22 S. 146 vorgetragene Bitte um bestimmte Hefte des alten Afranischen Ecce wiederholen wir dringend, um neben der Neuen Folge wenigstens je ein Stück der vorangehenden 8 bis 9 Bände binden zu können. Um welche Hefte es sich handelt, ist dort nachzulesen.

Die nächste Ausgabe von Grimmaisches Ecce bereitet Siegfried Kretzsch-

mar G 27 für 1986 vor. Afranisches und Grimmaisches Ecce zusammenzulegen hat der Vorstand auf Wunsch der beiden Bearbeiter zunächst zurückgestellt. Sie liefern aber gern noch zusätzliche Hefte aus, auch auf Bitten aus der jeweils anderen Schule.

Ho

– Augustiner Blätter

Auch die in unserem Schulgebäude untergebrachte Oberschule Grimma hat, wie wir in Sapere Aude 22 S. 147 f. berichteten, Augustiner Blätter herausgegeben. Außer den von uns genannten drei Heften des Jahrgangs I 1956/57 erschien im Januar 1958 (als letztes?) noch ein Heft 1 des Jahrgangs 1957/58, wieder unter tatkräftiger Mitarbeit von Dr. Otto Ackermann GL 24-45 und 54-58 (Grimm. Ecce NF 4 S. 5 ff.) und mit Hinweis auf Eccefeiern 1956 und 1957, diese in der Leipziger Nikolaikirche. Auf Seite 30 werden, nach Jahrgängen geordnet, die mit Berufsangaben versehenen Namen von 38 Verstorbenen der Aufnahmejahre 1882 bis 1931 aufgeführt.

Die beiden letzten Hefte übersandte uns dankenswerterweise Karl-Adolf Schwenke G 29 aus Schweden. Für das Archiv könnten wir noch einige Stücke gebrauchen.

Ho

– Publikationen der Unseren

Etwas gleichzeitig mit der von Wolfgang Schöne A 22 verfaßten vita von Wolfhart Klee A 23 in Afranisches Ecce NF 9 erschien im Kastell Verlag GmbH München: Wolfhart Klee, Erinnerungen, Werke, Dokumente 1909 - 1985. Es erhob sich die Frage, ob der Verein das Buch zum Subskriptionspreis für's Archiv anschaffen könne. Leider mußte er darauf verzichten, da keine Mittel für solche Zwecke vorgesehen sind. Es steht in Aussicht, daß dieses Buch dem Archiv trotzdem nicht entgeht.

Ich nehme dies aber zum Anlaß eine Bitte zu wiederholen: wir sollten das Archiv in Meinerzhagen ausstatten mit unseren eigenen Publikationen gleich welchen Inhalts und auch mit allem, was antiquarisch zu erlangen ist von Drucken, die eine Beziehung zu St. Afra oder St. Augustin haben. Ein neues Verzeichnis der Bestände ist in Vorbereitung. Auf Anfrage gibt der Archivpfleger gern Auskunft, ob ein bestimmter Druck schon vorhanden ist. Den Spendern sei im Vorwege gedankt. Das Buch von G. Flügel zum Meißner Schuljubiläum 1843, um das ich Sapere Aude 22 S. 147 bat, ist uns gleich mehrmals angeboten worden.

Ho

– Sächsisch

Frau Dr. Ruth Matthaes, Bad Hersfeld, hat im November des letzten Jahres auf einer Deutschland- und Heimatpolitischen Tagung der Bundeslandsmannschaft Sachsen, deren Vorstandsmitglied sie ist, einen hohen Ansprachen genügenden Vortrag gehalten: "Von feinem Hochdeutsch, Umgangssprache und Gassensächsisch. Die neuhochdeutsche Schriftsprache und ihre Wurzeln in der Meißner und Prager Hofkanzlei." Er ist abgedruckt im Mai-Heft von "Sächsische Heimat". Über das Sprachliche hinaus öffnet er interessante siedlungsgeschichtliche und kulturgeschichtliche Perspektiven.

Vielleicht hätte die Zugehörigkeit Sachsens zu Napoleons Rheinbund erwähnt und in ihren sprachlichen Auswirkungen gewürdigt werden sollen. Durch sie und die im Wiener Kongreß dem Lande aufgezwungenen neuen Grenzen wurde doch wohl eine Entwicklung begünstigt weg von der zu Goethes Studentenzeiten noch Maßstäbe setzenden Sprache unserer Heimat hin zu dem, was die Autorin am Schluß beklagen läßt: "Eine Pseudoheimschriftstellerei (Max Reimann, Lene Vogt) verbreitete ein Gassensächsisch, das uns im deutschen Sprachraum lächerlich machte."

Ho

– Anschriftenverzeichnis

Anschriftenänderungen

- A 12 Tammenhain Oskar, Westufer Weg 9, 4760 Werl
- A 19 Nollau Friedrich, Matthäisstift, Kdt. Prendel-Allee 85, DDR 7027 Leipzig
- A 25 Förster Lothar, Strombergerstr. 38, 6530 Bingen
- A 33 Körner Johannes, Wilhelmshöher Weg 74, 3500 Kassel-Harleshausen
- A 37 Kurtz Christian, Obernheide 16, 4803 Steinhagen
- G 29 Schwenke Karl-Adolf, Max-Planck-Weg 2, 8730 Bad Kissingen

Neue Anschriften

- A 37 Stiehler Heinrich, Oberstudienrat, Ravensteinstr. 4, 6000 Frankfurt/M. NO 14
- A 39 Fehrmann Klaus, 99 So. San Marino, Pasadena Ca. 91107, U.S.A.
- A 39 Witzel Eberhard, Alkuinstr. 17, 5100 Aachen
- G 30 Jäger Eberhard, Kantor, Tulpenstr. 1 A, 3257 Springe I

Anschriften des Vereins ehemaliger Fürstenschüler e.V.

Vorstand:

- Dr. Martin Hoberg (G 20), 1. Vorsitzender
Rögenfeld 36, 2000 Hamburg 67, Tel. (040) 603 0542
- Dr. Christian Hartlich (A 20), 2. Vorsitzender
Stauffenbergstr. 72, 7400 Tübingen, Tel. (070 71) 248 22
- Wolfgang F. Caspari (A 40), 3. Vorsitzender
Hofweg 35, 2000 Hamburg 76, Tel. (040) 224349
- Fritz R. Köpke (G 35), Kassenführer
Hallesdorfer Str. 76, 2000 Hamburg 71, Tel. (040) 6419039
- Dr. Richard Münzner (G 25), Schriftführer
Isestr. 113, 2000 Hamburg 13, Tel. (040) 48 28 21

Ecce-Bearbeiter:

- St. Afra: Alfred Meier (A 25),
Habelschwerdter Hof 3, 4992 Espelkamp
Tel. (057 72) 4090
- St. Augustin: Siegfried Kretzschmar (G 27),
Horsatal 7, 2283 Wenningstedt
Tel. (046 51) 4 25 27

Archivpfleger:

- Heinz Leonhardt (G 23), Zur Roleye 34, 5990 Altena
Tel. (023 52) 7 15 17

Konten des Vereins:

- Vereins- und Westbank Hamburg (BLZ 200 300 00)
Konto-Nr. 18/02362
- Postscheckamt Frankfurt/Main (BLZ 500 100 60)
Konto-Nr. 608 55-602